



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 4.

21. Jahrgang.

1919.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der Schleier der Glücksfrau.

Märchen aus der Bukowina von M. Trott.

Es lebte einmal ein reicher Fürst, der eine wunderbar schöne Frau hatte. Beide waren sehr glücklich, nur eines betrübte sie, daß sie keine Kinder hatten, an denen sie sich erfreuen konnten. Eines Tages, als die Fürstin wieder betrübt in ihrem großen Park spazieren ging, als sie in den vom Sonnenlicht beschienenen Teich schaute, da rauschte es plötzlich im Wasser und aus den Fluten hob sich eine schöne Frau mit langen blonden Haaren, die ganz in weiße Schleier gehüllt waren. An den Schleiern aber hingen die Wassertropfen und die glitzerten, als wenn Tausende von Diamanten daran befestigt wären.

Die Fürstin erschrak, aber die Erscheinung begann mit weicher singender Stimme zu sprechen. „Fürchte dich nicht, hochedle Fürstin, ich bin die Glücksfrau und weiß, was du dir wünschst. Ich kenne dich als edel und hochherzig, und so bin ich bereit, deinen Wunsch zu erfüllen. Nimm diesen Schleier, trage ihn mehrere Monate lang und du wirst ein Kindlein bekommen, schön wie die Sonne und sanft wie die Tauben. Aber am Taustage, da komme wieder an diesen See und lege den Schleier über diesen Strauch, damit ich ihn mir hole. Mit diesem Schleier will ich dein Kind beschützen. Tußt du nicht, wie ich dir sage, so wird in der Hochzeitsnacht Unheil über dein Kind kommen.“

Mit diesen Worten reichte die Glücksfrau der Fürstin einen Schleier, den sie von ihren Schultern genommen hatte, und ehe die Fürstin noch ihren Dank stammeln konnte, war die Glücksfrau wieder in der Tiefe des Sees verschwunden.

Hochbeglückt kehrte die Fürstin in ihr Marmorschloß zurück. Sie erzählte dem Gatten, was sie soeben erlebt hatte, und er selbst legte ihr den Schleier um die Schultern. Tagaus, tagein trug die Fürstin das feine Gewebe und nach Ablauf einiger Monate hatte das Fürstenpaar die Freude, ein holdes Mägdelein in der vergoldeten Wiege zu finden. Die Glücksfrau hatte wahr gesprochen. Das Mädchen war so schön wie die Sonne und alle staunten über die leuchtenden blauen Augen, über das Haar, das ausah, als wäre es von goldenen Fäden gesponnen. Die Freude im Marmorschloße fand keine Grenzen. Dennoch äußerte der Fürst, es wäre ihm lieber gewesen, wenn ein Knäblein in der goldenen Wiege gelegen hätte, damit er einen männlichen Erben habe. Da lächelte die Fürstin und meinte, man könne sich vielleicht auch dieses Glück noch verschaffen. Sie wolle den Schleier der Glücksfrau noch weitere Monate tragen, dann würde sie dem Fürsten vielleicht auch ein Knäblein schenken können.

Der Fürst aber warnte die Gattin und riet ihr, das Wort zu halten, das sie der Glücksfrau gegeben habe.

Sie solle am Taustage den Schleier an den bestimmten Ort bringen, damit das Mägdelein nicht unglücklich werde. Die Fürstin versprach auch, nach dem Willen des Gatten zu tun, aber als der Taustag herangekommen war, unterließ sie es doch und band sich heimlich den Schleier unter die Gewänder, damit der Gatte ihn nicht bemerke.

Aber Monat auf Monat verging, der Schleier der Glücksfrau schien keine Wirkung mehr zu haben. Dennoch trennte sich die Fürstin noch immer nicht von ihm, weil sie noch immer hoffte, daß ihr doch noch ein Knäblein geschenkt werde. Als aber das Mädchen zehn Jahre alt geworden war, da sah die Fürstin ein, daß all ihr Hoffen vergeblich war und so schloß sie den Schleier in eine Truhe, legte ihn ganz zu unterst, damit ihn niemand fände.

Sedilla aber wurde von Tag zu Tag schöner. Als sie zur Jungfrau herangewachsen war, sprach man im ganzen Lande von der Schönheit der Fürstentochter und immerfort erschienen Prinzen, Herzöge und Grafen, die sich um Sedilla bewarben und sie zur Gattin begeherten. Da erinnerte sich die Fürstin jener Drohung, die die Glücksfrau einst ausgesprochen hatte und war nun in ständiger Angst, daß ihre Tochter einen dieser edlen Männer zum Gatten wählen könne. Sie ließ daher im Lande verbreiten, daß Sedilla unvermählt bleiben wolle, daß es also keinen Zweck habe, die weiten Reisen zu unternehmen.

Sedilla selbst wußte davon nichts. Sorglos ging sie jeden Tag in dem ausgedehnten Park spazieren und freute sich am Gesange der Vögel und am Dufte der herrlichen Blumen. Da erblickte sie eines Tages an der Gartenpforte einen schönen jungen Mann, der sich mit edlem Anstande der Fürstentochter näherte. Eine heiße Liebe zog sogleich in ihr Herz und auch der junge Herzog war so von der Schönheit Sedillas hingerissen, daß er kein Auge von ihr lassen konnte. Ein Weilschen plauderten die beiden zusammen, dann führte Sedilla den Prinzen ins Haus. Die Fürstin erschrak, als sie den edlen Rittersmann sah, denn sie bemerkte sogleich, daß sich die beiden liebten. Als der Herzog bei ihr um die Hand der Tochter bat, da sank sie ohnmächtig zu Boden.

Erst viel später erholte sie sich wieder von dem Schreck. Inzwischen hatte aber der junge Herzog seine Werbung bei dem Fürsten angebracht und da jener den jungen Mann als einen tapferen Ritter kannte, willigte er mit Freuden ein und die Hochzeit wurde für den kommenden Monat festgesetzt.

Als die Fürstin einsah, daß all ihr Weinen und Klagen nichts nützte, beschloß sie, die Glücksfrau aufzusuchen und jene um Vergebung anzusprechen. Jeden Abend ging sie zum Weiher und rief nach der Entschwundenen,

aber nichts rührte sich. Sie holte den Schleier aus der Truhe und legte ihn über Nacht auf den Strauch, aber am kommenden Morgen lag der Schleier noch immer dort und schweren Herzens schloß ihn die Fürstin wieder ein. So kam der Hochzeitstag heran. Die Fürstin war völlig fassungslos. Noch ehe man zur Kirche fuhr, eilte sie zum See und warf dort hinein ihre kostbarsten Schmucksachen, weil sie hoffte, dadurch die Glücksfrau zu versöhnen. Dann folgte sie etwas beruhigter dem jungen Paare und auch beim Hochzeitschmause vergaß sie allmählich ihre schweren Sorgen.

Noch am Abend des gleichen Tages führte der Herzog sein junges Weib in seinen Palast. Alles war prächtig geschmückt, hundert Diener empfingen Sedilla und überreichten ihr Blumen und hundert Dienerrinnen harrten ihrem Befehl. Als man sich ins Schlafgemach begab, als der junge Herzog selbst seiner schönen Frau den Brautkranz aus den goldenen Locken nahm, da sank Sedilla immer mehr und mehr in sich zusammen, sie verschwand ihm gradezu unter den Händen und plötzlich sah er, daß eine weiße Taube durch das geöffnete Fenster flog, Sedilla aber war verschwunden.

In wildem Schmerze rief er nach seinem jungen Weibe, eilte hinaus in den Garten, um die Taube einzufangen, aber nichts war von ihr zu sehen. Acht Tage lang wartete der Herzog auf die Rückkehr Sedillas, aber als sie sich noch immer nicht blicken ließ, jattelte er sein Pferd und ritt nach dem Schlosse des Fürsten. Er erzählte sein Unglück und da begann die Fürstin gar bitterlich zu weinen. Als der Herzog in sie drang, da berichtete sie ihm von der Glücksfrau und von der furchtbaren Prophezeiung.

Der junge Herzog ließ sich den Schleier geben und ritt betrübt in sein Schloß zurück; er hoffte kaum mehr auf die Rückkehr der geliebten Gattin.

In einer mond hellen Sommernacht saß er in tiefer Trauer am Fenster des Schlafgemaches und dachte an Sedilla. Den Schleier hielt er in den Händen und überlegte, auf welche Weise er die Glücksfrau versöhnen könne. Da rauschte es über seinem Kopfe und als er aufschaute, bemerkte er eine weiße Taube, die sich auf das Fensterbrett niederließ. Er wollte das Tierchen greifen, weil eine innere Stimme ihm sagte: jene Taube ist niemand anderes als Sedilla, dein Weib, aber da hub das Tierchen an zu reden:

„Rühre mich nicht an, Rosario, die Glücksfrau hält mich verzaubert, aber ich kann erlöst werden, wenn du drei Jahre lang schweigen willst. Kein Wort darf über deine Lippen kommen. Sind dann drei Jahre um, dann kehre ich zu dir zurück und wenn du dann den Schleier, den du in den Händen hältst, über mich wirfst, dann bin ich erlöst.“

Da schwur der Herzog, er wolle gern alles tun, um Sedilla zu erlösen. Seit jener Stunde sprach er kein Wort mehr. Der Fürst und die Fürstin konnten sich das Betragen ihres Schwiegersohnes nicht erklären und fingen an ihm zu grollen. Auch in der Nachbarschaft sprach man davon, daß der Herzog ein schlimmer Zauberer sei und allmählich mied man sein Schloß. Sogar die Diener und Dienerrinnen verließen ihn und der Herzog war gezwungen, selbst alle niederen Dienste zu tun. Aber ohne Murren nahm er alles das auf sich und so vergingen die drei Jahre.

Wieder saß er am Fenster und wartete auf die Taube. Da rauschte es in der Luft, die Taube kam geflogen und rasch warf Rosario den Schleier über das Tier. Im nächsten Augenblick stand Sedilla vor ihm, im gleichen Brautschmucke, so wie sie ihn vor drei Jahren verlassen hatte, nur noch schöner schien sie geworden zu sein. Das war ein Jubel. Schon am nächsten Tage fuhr man zum Fürstenpaar und dort berichtete Sedilla den Eltern, welch großes Opfer Rosario ihrerwegen gebracht hatte. Im ganzen Lande erfuhr man auch davon und bat den Herzog

um Verzeihung, daß man so übel über ihn geredet hatte. Sedilla und Rosario aber lebten glücklich und gedachten häufig der Glücksfrau, deren Eigentum man noch immer hatte. In einer schönen Sommernacht beschloßen Rosario und sein Weib der Glücksfrau den Schleier zurückzugeben. Sie gingen in den Park des Fürsten, traten an den See und riefen nach der Glücksfrau. Da erscholl aus der Tiefe ein wundervolles Singen und Klingen und eine Stimme rief:

„Behaltet den Schleier, so lange Ihr ihn habt, so lange wird das Glück in Eurem Hause wohnen.“

Da kehrte der junge Herzog mit seinem Weibe fröhlich zurück und gar sorgsam hüteten beide den Schleier der Glücksfrau. Es erfüllte sich, was die Wasserfee gesagt hatte, denn Rosario und Sedilla lebten viele, viele Jahre in ungetrübtem Glücke.



Spiel und Sport.

So modern das Wort Sport auch unseren Ohren klingen mag — der Sport — dies fröhliche ernste Spiel, in dem sich frische junge Kräfte erproben, ist wohl in seinen Ursprüngen so alt, wie die Menschheitsgeschichte selbst. Aus der Zeit Roms und des alten Griechenlands hören wir von den Diskuswerfern, Wagenlenkern und Wettläufern. — Die olympischen Spiele, die in heutiger Zeit ihre Auferstehung gefeiert haben, wurden schon seit dem Jahre 776 v. Chr., bei Olympia in der elischen Landschaft Pisatis gefeiert. Alle vier Jahre fanden diese großartigen Kämpfe und Spiele statt, in denen nicht Kraft allein, sondern auch Anmut und Schönheit der Bewegungen gefordert wurde. Die alten Griechen wußten wohl, daß eine freie Seele nur in einem schönen, gesunden Körper wohnen könne und daß nicht roher Kraft allein der Vorzug gebühre. Die Spiele waren von fünftägiger Dauer und fielen in den Anfang Juli.

Die alten Germanen jedoch wußten wenig vom Spiel und Sport, sie hielten Jagd und Gastfreundschaft hoch und heilig, aber ihre Freistunden gehörten mehr den biedereren Zechkumpanen, forderte doch auch die Urbarmachung ihrer Wälder soviel Arbeitskraft und Zeit, daß ihnen wenig Lust zu Spielereien blieb; ihre harte Arbeit war ihnen Leibesübung genug.

Auch später fand sich in Deutschland nie so recht die Freude an körperlichen Bewegungen. Wir hören wohl von ritterlichen Turnieren, von Waffenübungen der Knappen, von Reitern und Reissigen, aber der Bürgerstand blieb schön ruhig daheim und überließ alle halbschwerischen Kunststücke den Gauklern und Drahtseilkünstlern.

Ganz verpönt waren alle diese unnötigen „Strapazen“ und „Echauffements“ in der Biedermeier- und Empirezeit, als Deutschland, ganz vom französischen Geist durchtränkt, die Schönheit und den Wert des Lebens nur darin suchte, möglichst gebildet zu scheinen, sich französische Brocken und Gedanken einzupropfen, als man die Schönheit der Natur in wunderbar närrisch zurechtgestutzten Gärten suchte und genoß. Allenfalls Tänzen war als körperliche Bewegung wohlgekommen, das Schlittschuhlaufen bürgerte sich dann später erst, zumal bei der männlichen Jugend ein.

Damals stand man noch jeder ungebundenen Freiheitslust junger Menschen verständnislos gegenüber; selbst den Kindern ward das harmlose Heruntrollen auf der Straße öffentlich untersagt:

„Als wird denen Eltern bei 3 Gulden Straff herdurch ernstlich angedeutet, ihre Kinder von dato an zu Hause zu behalten und selbige auf die Werttage fleißiger zur Schule und nach deren Beendigung zum Lernen und allenfalls auch zur Arbeit, an Sonn-, Fest- und Feiertagen aber zur Kirche und Katechismuslehre, nach deren Endigung aber zur Lesung geistlicher und erbaulicher Bücher an, dergestalt von denen Straßen und publicum Plätzen der Stadt abzuhalten und selbigen nicht auf eine mehr als heidnische Art als wie die ungebundenen Kälber, auf denen Straßen und Gassen zu männlicher Uebersinn und Verdruß herum laufen zu lassen . . . Wenn die Eltern hierfür

hiergegen peccieren und ihre Kinder auf Gassen und Straßen ferner herum laufen lassen werden, soll man selbige nicht nur mit Strafe belegen und darauf ezequieren, sondern demnächst auch ihre ungezogenen Kinder durch besondere ex officio hiezu bestellte Leute von denen Gassen und Straßen hinweg und nach Hause treiben, und resp. peitschen, und, im Falle selbige sich dagegen setzen würden, durch die Landmiliz auffangen und auf die Wache bringen, weiterhin tags darauf entweder in der Schule oder dem Befund nach auf das Rathaus führen und puplize durch den Präzeptor oder den Amtsdienner in eine Futtertonne spannen und darinnen mit Ruthen derbe und kastigieren lassen.“

Also lesen wir in einer städtischen Verordnung Wiesbadens aus dem Jahre 1749.

Ja, ja, das war nun halt die alte gute Zeit: Wer von uns möchte wohl zu den armen verurteilten Kindern gehören, die ihr bißchen Jugendübermut gar so arg zu büßen haben? Da haben's wir doch besser! So viel freie Plätze in der Stadt sind uns für Spiel und Sport freigegeben, da ist ein Tennisplatz, dort ein schöner weiter Wiesenplan für die Fußballspieler, Plätze für Cricket und Ballspiele, und überall grüßen uns frohe, gesunde junge Menschen, die mit roten Wangen und leuchtenden Augen sich ihrer Freiheit freuen.

Heut wissen wir, wie notwendig es ist, seinen Körper in frischer Luft zu stählen; ein Mensch, der sich keinem Sport ergibt, wird, Gott sei Dank, von Tag zu Tag seltener. Der eine ist auf dem Wasser zu finden, die Wasserratte nennen ihn die Kameraden lachend, er schwimmt wie ein Fisch, rudert wie eine Ente, segelt wie eine Fregatte — im Winter läuft er Schlittschuh, der andere ist ein flotter Wanderer, ein Held und Sieger beim Wettlaufen und ein unermüdlicher Bergsteiger, der dritte erringt sich bei Tennisturnier, der vierte beim Fußballmeeting seine Preise. Wer nicht reitet, fährt Rad, und wer das nicht liebt, ist wenigstens ein flotter Turner.

Spiel und Sport stehen heute in unseren Erziehungsplänen obenan, jeder Körper, der sich harmonisch entwickeln und kräftigen soll, braucht die Bewegungsfreiheit, er muß sich in freier Luft tummeln, soviel nur irgend seine Zeit erlaubt, denn der Muskel-, Nerven- und Willenschwäche wird der Garau gemacht. Lungen- und Herzleiden werden unterdrückt, das Blut wird verbessert, der Blick wird weiter und heller, die Bewegungen werden geschickter und ungezwungener. Doch eins muß ausdrücklich betont werden: man vergesse nicht, seinen Körper zu pflegen. Gut essen und viel ruhen ist ein Haupterfordernis, um gesund zu bleiben bei Ausübung eines jeden Sports. Ich möchte Euch einzelne Regeln aufstellen, die Euch zur Vorsicht ermahnen sollen bei Euren sportlichen Übungen.

1. Leide kein beengendes Kleidungsstück am Körper bei stärkeren Bewegungen, es hindert den Blutlauf.
2. Tummele dich nie bis zur vollständigen Ermüdung und Erschlaffung, ruhe dich tüchtig, auch zwischen den Spielen, aus.
3. Atme kräftig, aber lasse eine Ruhepause eintreten, sobald starkes Herzklopfen zum Aufhören mahnt.
4. Ist nicht während des Spiels, aber auch nicht kurz vor oder nach angreifenden Spielen.

5. Bist du zart und blaß, so prüfe deine Kräfte nicht gleich mit rotwangigen, starkknochigen Kameraden, sondern warte damit, bis auch Du Dich durch Deinen Sport geträstet hast.

Aber nicht nur für die Knaben und Männer gilt es, Sport zu treiben, auch die Mädels von heute sollen hinaus ins Freie und ihre junge Kraft erproben! Auch sie sollen Selbstzucht und Willensstärke erringen, auch ihre Augen sollen hell und klar die Gefahren abwägen lernen.

Vor dreißig Jahren noch — du lieber Gott, was war das für ein Zustand, wenn ein Mädels Schlittschuh lief — und vor zwanzig Jahren, als die ersten Radsfahrerinnen auftauchten! Da ging ein Gejammer und Gezeter an über diese verdorbene weibliche Jugend, verspottet und verhöhnt, wo sie sich bliden ließen, mußten diese emanzipierten, überspannten „Weibsbilder“ sich ihren Weg bahnen. Und heut? Uns scheint's, als sähe ein Mädelschen im Sportkostüm am allerfrischesten und gesündesten aus, unsere Straßenbilder wären lange nicht so hübsch, wenn diese jungen Gestalten im Fußfreien Kleid und im einfachen Matrosenhütchen nicht die schmalbrüstigen, eingeschnürten Zierpuppen mit den Bleichgesichtern verdrängt hätten. Also, liebe, kleine Mädels, immer hinaus ins Freie! Laßt die unglückselige Stiderei und Häferei! Erstent die Mutter zum Geburtstags lieber mit ein paar roten Röslein auf Euren Wangen statt auf dem abföhrlichen Taschentuchbehälter, den doch niemand benutzen wird!

Der erste Sport, der sich in Deutschland Anhänger und begeisterte Freunde gewann, war wohl die frisch-fromm-fröhlich-freie Turnerei. Vater Jahn, dessen Andenken noch in so viel viel fröhlichen Turnerherzen lebt, sei noch tausendmal bedankt

für das, was er Deutschland gab, denn im Frohgefühl ihrer jungen Kraft sahen die deutschen Turner nun nach anderen Betätigungen aus, und sie fanden den Rudersport in England schon in höchster Blüte. Da ward man wach. Die englische Jugend sollte nicht allein solche Prachtexemplare von braungebrannten, muskelstarken Jungens haben. Was England kann, können wir auch! Und heut ist fast keine Stadt an den deutschen Flüssen zu finden, die nicht ihren Ruderverein hat, selbst in den Gymnasien bilden sich die Schüler-Ruder-Vereine.

Später kam das Rad. Ein Sturm der Begeisterung brach durch, als das gefährlichere und sehr teure Hochrad durch das Niederrad ersetzt wurde. Nun radelte alles, arm und reich, groß und klein, „die Chausseeflöhe“ (Radsfahrer) waren die Herren der Schöpfung! Nun gab's keine Entfernungen mehr, wo man sonst nach mehrstündigem Marsch schwitzend und stöhnend anlangte, sprang man jetzt nach halbstündiger Radtour frisch und elegant vom Rad. Was mußten die Menschen, die sich keine Wagenfahrten erlauben konnten, früher in den Großstädten von der Schönheit des deutschen Waldes, was von reisenden Feldern und rotblühender Heide? Jetzt erst war ihnen die Natur mit all ihren Reizen vertraut, weil sie ihnen leichter erreichbar war.

Dann ward das fröhliche Tennisspiel nach Deutschland gebracht, und nach und nach erschien nun auch der Fußballklub. Tennis gab Gelegenheit, neben der Kraft auch Geschmeidigkeit und Eleganz der Bewegung zu entfalten, was man vom Fußballspiel nun eigentlich weniger behaupten kann, doch sind ja auch jetzt bei diesem Spiel die übermütigen Ungezogenheiten seltener geworden, die es für eine kurze Zeit ein wenig in Verfall brachten. Die ungeheure Bewealichkeit und Schnelligkeit der Spielenden machten diese Spiele selbst den Zuschauern interessant.

Das Segeln ist nun leider nicht jedermanns Sache, denn Seekrankheit ist ein Abel, das man gern vermeidet. Zweitens ist aber auch das Segeln sehr kostspielig, und drittens wohnt nicht jedermann in der Nähe eines größeren Gewässers. Doch fühlt sich der Segler, der sein Fahrzeug meistert, königlich frei als Herr über Wind und Wasser. Auf schlanker Nacht Flüsse und Meere zu befahren, mit Wind und Wellen und seinem Herrgott allein — das gibt große, freie Gedanken und Ruhe und Schönheit ins Herz.

Reiten und Fahren ist nun weniger Sport für die Jugend, nur die Buben auf dem Lande werden wissen, was es bedeutet, einen Gaul unter sich nach seinem Willen zu lenken, und nur die Kinder der größeren Städte werden schon die Wonnen — oder waren's Schreden? — einer Automobilsfahrt gekostet haben.

Aber den Bergsport dürfen wir nicht vergessen. Böse Menschen sagen, er sei zu einer Modekrankheit geworden, doch wird der Bergsteiger das lachend von sich weisen. Je mehr Menschen die Sehnsucht nach Schönheit und Berggemeinschaft ins Gebirge zieht, desto besser ist's. Es ist noch garnicht lange her, da wurden unseren Alpen, ja selbst dem Riesengebirge wer weiß was für Fährlichkeiten angedichtet — und noch mein Großvater schrieb von einer Reise ins Schweizer Land: „Es ist sonstens ein ganz schönes Stück Erde, nur fortwährend von häßlichen Bergen durchsetzt, die den Verkehr sehr hinderlich machen.“ Und heute zieht's den Einzel fort und fort in die häßlichen Berge, jede Ferienzeit wird den Freunden des Bergsports gewidmet, und oben auf dem höchsten Gipfel im Vollgefühl des Sieges taucht man mit keinem König im Tal. — So änderten sich die Ansichten der Menschen. Unsere Vorfahren kehrten von ihren Bergtouren immer sehr bald und eilig wieder zurück, es hieß ganz einfach, dort oben sei die Luft zu dünn und für Menschen nicht mehr erträglich, und die Bergkrankheit, die heute kein Bergsteiger mehr kennen will, wurde weit und breit als großes Abel gefürchtet!

Ein herrlicher Sport hat sich neuerdings noch hinzugesellt, das ist der Wintersport, das Skifahren und Rodeln. Er gibt uns Gelegenheit, auch den Zauber des Winters kennen und lieben zu lernen. Die großen Wintersportplätze Schlesiens, Sachsens und der Schweiz werden von Jahr zu Jahr mehr besucht, das Hörnerschlittenfahren, bei dem man nur genießt, nicht selbsttätig sein kann, genügt uns nicht mehr; selbst seinen Rennwolf lenken ist doch etwas anderes!

Damit hätten wir so ziemlich das Kapitel Sport erschöpft, und ich rufe allen meinen jungen Sportfreunden ein fröhliches Hipp, hipp, hurra! All Heil! Gut Luft! Bergheil! und was sie sonst am liebsten hören mögen, zu. Und wenn nun wieder einmal ein neuer Sport auftaucht, so werden wir vermutlich das Fliegen erlernen müssen, aber ich hoffe, bis dahin ist es etwas weniger gefahrvooll geworden, vorläufig wollen wir nur bei den alten Einrichtungen von Spiel und Sport bleiben. Mit sportlichem Gruß!

Hans Hagen.

Zwei Helden.

Böckchen:

Glaube, das Bückchen ging' gern mit zu Leib,
Wär' ihm ein Spaß wohl und Zeitvertreib,
Möchte mich quälen und möchte mich zupfen,
Möcht' gar am Bärtchen, am jungen, mich rupfen!
Wehe, da steht's unverrückt wie die Wand,
Trägt doch nicht gar einen Stein in der Hand?
Weiß' ja, wie gern böse Buben oft necken,
Könnst' ich nur fort jetzt, nur schnell mich verstecken!

Bückchen:

Glaube, das Bückchen da führt 'was im Schild,
Sieht mich so grimmig an und so wild,
Rennt auf mich zu, was soll denn das heißen?
Wird mich doch nicht in die Beine gar beißen?
Trozig steht's nun, bereit wie zum Sprung,
Mutig jetzt, Mut nur, bin doch ein Jung',
Darf meine Angst, meine Sorg' ihm nicht zeigen,
Nennt mich sonst gar einen Wicht, einen Feigen!

Beide im Abgehen:

Böckchen.

Fliehst du mich, Bückchen, nun scheu mit den Blicken,
Kennst mich jetzt wohl und willst heimlich dich drücken,
Wußte doch, daß es sich fort würde stehlen,
Gut ist's nur, daß ihm die Kräfte noch fehlen!

Bückchen.

Böckchen, ei wendest du scheu dich zur Seite,
Nimmst vor mir Reißaus, suchst lieber die Weite,
Wollt' dir's auch raten, dich bald zu empfehlen,
Ist nur ein Glück, daß die Hörner ihm fehlen!

M. v. Konarski.

Der schlafende Garten.

Dornröschengarten? Nein, ich meine keinen, in dem etwa der Gärtner mit dem Spaten in der Hand, die Spinne an der Mauer, der Schmetterling auf der Blume plötzlich in einen Zauberschlaf versunken sind, sondern einen ganz gewöhnlichen Garten, wie wir ihn vor oder hinter unsern Häusern haben. Durch einen solchen möchte ich euch einmal in der Dämmerung eines Sommerabends führen und euch die schlafende Blumenwelt zeigen.

Da stehen wir zuerst an dem Rasenplatz still. Ihr habt euch vielleicht noch vor einigen Stunden über die in der Sonne leuchtenden goldnen Blumen des Löwenzahns gefreut. Wo sind sie geblieben? Es ist nichts von ihnen zu sehen. Alle sind sie schlafen gegangen, das heißt, sie haben das grüne Aufengewand über das gelbe innere Kleid gezogen und gleichen nun geschlossenen oder nur wenig geöffneten Knospen, die von dem sie umgebenden Gras und Blüten nicht zu unterscheiden sind. Daß es die Gänseblümchen ebenso machen und wie sie beim Sinken der Sonne behutsam die rot angehauchten weißen Strahlenblüten über die gelbe Scheibe decken, habt ihr gewiß selbst schon beobachtet. Und daneben die Kleeblätter! Die beiden Seitenblättchen jeder Gruppe haben sich zusammengelegt, und das obere mittlere Blatt beugt sich so darüber, daß es den Rand des Paares berührt.

Sie sehen aus wie zum Beten geneigte Köpfe. Die Blätter des zierlichen Sauerklees auf dem Blumenbeete daneben senken die Spitze zur Erde und schlafen Rücken an Rücken.

Die Asazie dort in der Gartenecke hat sich schon früh zur Ruhe begeben. Betrachtet einmal aufmerksam die gefiederten Blätter, und ihr werdet sehen, daß sie einen ganz andern Anblick gewähren als am Tage. Lose hängen die Blättchen am mittleren Blattstiel zu beiden Seiten herab, wie müde und gleichgültig, als hätten sie alle Teilnahme für die Erde verloren, nun die Sonne sie nicht mehr beleuchtet. Bei andern Laubblättern, z. B. beim wilden Wein, hebt sich der Rand etwas in die Höhe und die Mitte senkt sich, so daß sie wie flache Schüsseln erscheinen. Vom Monde beschienen, leuchtet dann die meist hellere Unterseite wie Silber. Dasselbe könnt ihr an den Blättern der Bohnen auf dem Gemüsebeet beobachten. Steht dort vielleicht auch der Kohlportulak oder das Bunzelkraut, das in manchen Gegenden als Gemüse oder Suppe benutzt wird, so können wir sehen, wie nicht nur die Blüten geschlossen sind, sondern wie sich auch die Blättchen dicht am Stengel zu kleinen Gruppen zusammengehüschelt haben. Die Pflanze ist eine solche Sonnenverehrerin, daß sie ihre Blüten nur im Mittag bei hellem Sonnenschein öffnet. Und ebenso macht es ihre vornehme Verwandte, der Gartenportulak mit seinen schönen, roten, weißen oder gelben Blumen, die sich nur dann voll entfalten, wenn sich die Sonne zeigt.

Manche Blumen gehen spät, manche später zu Bett. Ebenso stehen sie auch zu verschiedenen Zeiten wieder auf. Davon erzähle ich euch ein anderes Mal, wie auch von den Blumen, die wachen und leben, während die anderen schlafen und ihre süßesten Düfte in der Nacht ausströmen.

Wie alt ist die Nadel?

Man sollte wirklich meinen, daß solch ein einfaches und nützliches Ding wie die Nadel schon in den ältesten Zeiten der menschlichen Geschichte bekannt gewesen sein müßte, tatsächlich aber kam die Nadel erst im 15. Jahrhundert in Aufnahme. Ihr Erfinder war ein Pariser Drahtzieher namens Courangeau, der Tag und Nacht darauf sann, sein Handwerk zu vervollkommen und sich neue Erwerbsmöglichkeiten zu erschließen. Anfangs freilich war die Herstellung der Nadel mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Das machte sie zunächst zu einer kostbaren Ware, und man fand sie gewöhnlich nur auf den Toiletten der Königinnen und Fürstinnen. So befand sich z. B. eine Büchse mit Nadeln unter den Gaben, die Frau v. Beaujeu, Tochter Ludwigs XI. von Frankreich, bei ihrer Vermählung als Mitgift erhielt. Auch der bis auf unsere Tage gekommene Ausdruck „Nadelgeld“ deutet darauf hin, wie die Nadel vormals eine besonders stets mit hohen Zahlen angelegte Rubrik in der Ausgabenliste einer Hausfrau bildete. In England wurde die Nadel erst im 16. Jahrhundert durch die zweite Gemahlin Heinrichs VIII., Anna Boleyn, aus Frankreich eingeführt. In dem unglücklichen Geschick der Königin, die, als sie ihrem Gemahl mißliebiger wurde, enthaupet wurde, schien das Volkswort „Nadeln zerbrechen die Liebe“ eine gewisse Bestätigung zu finden.

Die Lampe der Vögel.

Jedermann hat wohl schon den weißen Fleck beobachtet, der sich am Kopfe vieler Vögel befindet und besonders bei der Meise als sogenannter „Spiegelfleck“ bekannt ist. Wie nunmehr der Ornithologe Stübler in der Umschau feststellt, ist dieser Fleck nichts anderes als eine Lampe, die den Vögeln von der Natur mitgegeben wurde, um ihnen beim Auffuchen ihrer Nahrung als Lichtspender zu dienen. Wenn z. B. eine Kohlmeise einen Längsspalt in einem Pfahl oder Baumstamm untersucht, so klettert sie an der dem Licht abgewandten Seite hinauf, und dabei kann man genau einen kleinen Lichtfleck erkennen, ungefähr in der Größe eines Pfennigs, der auf dem Spalt hin und her huscht. Von dem weißen Fleck am Kopf der Meise wird nämlich das Tageslicht auf den Baumstamm zurückgeworfen, und da die Flecke sich meist um die Augen des Vogels herum befinden, wirken sie wie eine Art Hohlspiegel, in dessen Mittelpunkt das Auge sitzt. Der Spiegelfleck dient also dem Vogel als Lampe oder Scheinwerfer.

Rätsel.

Dreißig.

Mein Erstes zeigt sich im dunklen Gewand,
Es ist als Freund der Stille bekannt,
Es erscheint, wenn gesunken der Sonne Gold,
Und ist dem heimlichen Diebstahl hold.
Die letzten zwei schützen Hab und Gut
Vor Eingriffen, die ein Fremder tut;
Ihre Pflicht getreu halten den sie fest,
Der auf unredlichen Wegen sich blicken läßt.
Das Ganze schützt gegen manche Not,
Die im Schlafe uns heimlich durch's Erste droht;
Es gibt kein Dasein mit off'nem Mund
Zum Schrecken dem Schleicher im Finstern fund.

Suchbild.



Wo ist die Kriegerfrau?

Auflösung der Rätsel in Nr. 3.
Das Wahre währt.

Auflösung des Rätsels in Nr. 3.
Die Traube.